

Der britische Historiker Edward Hallett Carr veröffentlichte 1938 das Buch «The Twenty Years' Crisis». Darin analysierte er die Zwischenkriegszeit von 1919 bis 1939, die im Zeichen der Völkerbundsidee vielversprechend begann und mit Ausbruch des Zweiten Weltkriegs 1939 katastrophal endete. Dieser Umschlag von Illusion zu Enttäuschung kann auch als Leitthema für Mearsheimers Buch interpretiert werden – wie der Titel andeutet: «Der grosse Irrtum». Liberale Träume scheitern an den Realitäten, so das Fazit seiner «thirty years' crisis» der amerikanischen Aussenpolitik seit dem Ende des Kalten Krieges.

John Mearsheimer gilt als der renommierteste Vertreter der sogenannten «realistischen Schule» in der Wissenschaft von der internationalen Politik. Er sieht den Ursprung der Krise in der liberalen Hybris der USA. Nach 1990 wollten die USA – nun erstmals ohne ernstzunehmende Gegenmacht – ihre neue unipolare Stellung verewigen. Während die «Realisten» in Washington auf Zurückhaltung setzten und vor Demokratieerweiterung warnten, sahen liberale Aussenpolitiker in Washington, DC, nun angesichts des Zusammenbruchs des Sowjetimperiums eine Chance, weltweit der Demokratie zum Durchbruch zu verhelfen.

Was nach 1990 vielen wünschenswert erschien, entpuppte sich im Licht der seither vergangenen Jahre jedoch als arrogante Weltmachtspolitik. Die Kette der gescheiterten humanitären Interventionen und Anti-Terror-Kriege der USA von 1992 in Somalia bis heute in Afghanistan, im Irak und in Pakistan liefern dafür ein abschreckendes Beispiel. Amerikanische Macht wurde grenzenlos überdehnt, durch Kriege wurden weite Teile des Nahen Ostens ins Chaos gestürzt, Verbündete wurden entfremdet und Amerikas Rolle als zivilisatorisches Vorbild beschädigt.

Gegenkräfte freigesetzt

Mearsheimer lässt diese folgenschwere Entwicklung eindrucksvoll Revue passieren, und es fällt schwer, sein Résumé zu widerlegen. Warum war man in Washington von dem Gedanken besessen, Diktaturen mit Gewalt abzusetzen, um dann weltweit liberale Demokratien zu installieren? Mearsheimer nennt strukturelle Gründe: Ohne jegliche Gegenmacht fürchten zu müssen, glaubten die USA nun freie Fahrt für die Durchsetzung der Demokratie in der Welt zu haben. Kann sich Macht also unbegrenzt ausdehnen? Natürlich nicht. So setzte auch Amerikas Hegemoniestreben Gegenkräfte frei – willkommene und unwillkommene. Zu den Ersteren gehören die Kraft der nationalen Selbstbehauptung und die Forderung nach Nichteinmischung als Grundprinzip des weltweiten Staatensystems. Zu den

Schöne Träume münden in Enttäuschung

Nach dem Ende des Kalten Krieges haben die USA der Demokratie weltweit zum Durchbruch verhelfen wollen. Die Resultate sind laut dem Politikwissenschaftler John Mearsheimer ernüchternd. Er plädiert für Realismus und Zurückhaltung. Von Christian Hacke



Die Macht der USA wird durch Anti-Terror-Kriege überdehnt.

LUCAS JACKSON / REUTERS

Letzteren gehören religiöser Fanatismus und Terror. Das Erstarken beider Gegenkräfte sorgte schliesslich dafür, dass Amerikas Anspruch auf weltweite demokratische Dominanz im Desaster endete. Die Reaktion auf den Terrorangriff von 9/11 hat dann die Konfrontation zwischen Amerikas Macht und den systemischen Gegenkräften weiter verstärkt. Seitdem entwickelt das einstmalig liberale Amerika zunehmend Züge eines illiberalen Überwachungsstaates, der Freiheitsrechte aushöhlt, statt sie zu bewahren. In der Bevölkerung nimmt die Xenophobie zu. Präsident Eisenhowers Warnungen vor der Macht des militärisch-industriellen Komplexes ist in Mearsheimers Augen Wirklichkeit geworden.

Mittlerweile zeichnen die USA als Folge von militärischen Interventionen und Anti-Terror-Kriegen laut Mearsheimer mitverantwortlich für siebzehn Jahre erfolgloser Kriege und Bürgerkriege in Afghanistan, dem Irak, Libyen und Syrien. Mearsheimers negative Einschätzung der amerikanischen Aussenpolitik schliesst Europa mit ein. Hier sucht Washington seit vielen Jahren Machtausdehnung ohne Rücksicht auf russische Interessen; das amerikanische Drängen auf Erweiterung der Nato, auf Ausbau der Raketenabwehr und auf die Unterstützung von Nichtregierungsorganisationen mit der Absicht von «regime change» in Mittel- und Osteuropa setzte auch in Europa illiberale und nationalistische Gegenkräfte frei. In diesem Zusammenhang macht Mearsheimer die USA mitverantwortlich für die Krise in der Ukraine und vor allem für die zwischen Russland und dem Westen.

Zurückhaltung als Tugend

Was können die USA, was kann der Westen angesichts dieser verfahrenen Situation tun? Als Ausweg aus der Misere beschwört Mearsheimer bewährte realistische Tugenden wie Nichteinmischung und aussenpolitische Zurückhaltung. Ebenso fordert er mehr Achtung vor der nationalen Souveränität anderer Staaten und Rücksichtnahme auf deren nationale Interessen. Er fordert ausserdem: «Liberale Mächte sollten sogar die Souveränität von illiberalen Staaten respektieren.» Das mag für manche Ohren opportunistisch klingen. Aber seine Begründung scheint plausibel; denn er weist darauf, dass das internationale System nun einmal aus Nationalstaaten besteht und nicht aus Demokratien.

Mearsheimer betont bewusst den vielfältigen, ja heterogenen Charakter der internationalen Ordnung. Ihm erscheint der liberale Anspruch auf weltweite Durchsetzung der Demokratie als ein von vornherein zum Scheitern verurteilter Angriff auf die Realität der internationalen Ordnung. Ja, für ihn ist der liberale Anspruch auf weltweite Ord-

nung die zentrale Ursache für Un-Ordnung und Konflikt. Seine Absage an die Idee einer Welt im Zeichen umfassenden demokratischen Friedens wird bei Liberalen auf heftigste Kritik stossen. Aber Mearsheimers Gedankenführung ist logisch und zwingt zum Umdenken: Nicht die machtpolitisch orientierten Realisten an den Schaltstellen der amerikanischen Macht, sondern die demokratischen Missionare gefährden den Weltfrieden. Realisten wie Mearsheimer dagegen plädieren für aussenpolitische Zurückhaltung und für Respekt vor der Pluralität der Völker und Anschauungen als Voraussetzung für Frieden.

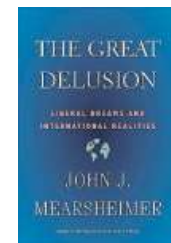
Mearsheimer plädiert für die Rückkehr zu einer Politik des globalen Machtgleichgewichts. Erst ein Konzert der grossen Mächte schaffe kooperative und restriktive Lösungen für die weltpolitischen und regionalen Probleme. Mearsheimer hat wenig Vertrauen in die Gemeinschaftsinstitutionen. Er betont vielmehr die Bedeutung des souveränen Nationalstaats.

Sicherste Grossmacht

Für die USA schlägt John Mearsheimer eine Politik der gelassenen Selbstbeschränkung vor. Dazu gehört, dass sogar die mächtigsten Staaten auf dem Planeten – inklusive der USA – eine Aussenpolitik der Zurückhaltung betreiben. Jedes Land, das diese fundamentale Einsicht nicht versteht und stattdessen die Welt nach seinem Bilde zu gestalten versucht, handelt sich endlose Probleme ein. Zudem hätten die gescheiterten Unternehmungen allein in Afghanistan und im Irak den amerikanischen Steuerzahler fünf Trillionen Dollar gekostet!

Alles in allem plädiert Mearsheimer überzeugend für eine entspannte Weltmachtattitüde: Die USA sind die sicherste Grossmacht in der modernen Geschichte. Also sollten sie darauf verzichten, überall Regimewechsel anzuzetteln. Er weist dabei insbesondere auf den Nahen Osten der Gegenwart, der sich heute als eine einzige Katastrophregion präsentiert.

Mearsheimer plädiert für Liberalismus im Inneren, aber für Realismus in der Aussenpolitik und damit für eine Abkehr von demokratischen Kreuzzügen in der Welt, die früher oder später unerwünschte Gegenkräfte hervorbringen. Es bleibt abzuwarten, ob die USA jetzt unter Trump Mearsheimers Ratschläge befolgen werden.



John Mearsheimer: **The Great Delusion.** Liberal Dreams and International Realities. Yale University Press, New Haven and London 2018. 300 S., Fr. 41.90.

Licht ins Dunkel

Ein Historiker zeigt, wie Leuchttürme die Welt erhellten

cmd. · Das Leben ohne Meer hat viele Nachteile. In einem Binnenland sucht man vergeblich nach Muscheln, nie zieht einem hier eine anrauschende Welle den Sandboden unter den Füssen weg, höchst selten wird Flaschenpost angespült – vor allem aber kann man an See- und Flussufern nicht schwärmerisch auf Leuchttürme blicken. Es ist darum höchst erfreulich, dass der vorliegende Band über die Geschichte dieser Bauten reich illustriert ist und den Leser mit Plänen, Skizzen und Bildern von den grossartigsten Türmen träumen lässt.

Wie schwierig sie an ihren häufig exponierten Lagen zu bauen waren, macht der Historiker R. G. Grant gleich zu Beginn seines Buches anhand des 1759 nach etlichen Unglücken fertiggestellten Eddystone-Lighthouse von Cornwall klar. Leuchttürme gab es zwar schon in der Antike, im Mittelalter geriet das technische Wissen aber zeitweilig in Vergessenheit, und also richtet der Autor den Fokus seiner Geschichte vornehmlich auf die beginnende Neuzeit. Als sich im 17. Jahrhundert der Seehandel intensivierte, nahm die Leuchtturmdichte in den Wirtschaftszentren zu, und der wis-

senschaftliche Fortschritt tat danach das Seine, die Bauten zu verbreiten – der moderne Leuchtturm brachte nicht nur Licht ins Dunkel, er war seinerseits auch ein Kind des aufgeklärten Denkens.

Küstenbewohner wie Seeleute beäugten ihn deswegen anfänglich skeptisch, doch im 19. Jahrhundert stand er plötzlich überall: Im Glauben, die ganze Welt erhellten zu müssen, transportierten die Kolonialmächte vorgefertigte Leuchttürme gar in die Überseegebiete. Inzwischen freilich brennen ihre Lichter kaum noch irgendwo; Elektrifizierung und Automatisierung, Radar und GPS haben das einstige Sinnbild der Moderne zum Relikt der Vergangenheit gemacht. Man mag das bedauern, kann sich nun aber immerhin an diesem schönen Buch erbauen.



R. G. Grant: **Wächter über See.** Die Geschichte der Leuchttürme. Aus dem Englischen übersetzt von Heinrich Degen. Dumont-Verlag, Köln 2018. 160 S., Fr. 45.90.

Ein liberales Berner Unikat

Die Lebensbilanz von Jean-Pierre Bonny ist eine Zeitreise durch die Schweizer Politik

PETER ZIEGLER

Jean-Pierre Bonny war als Chef des damaligen Bundesamts für Industrie, Gewerbe und Arbeit (Biga) und als FDP-Nationalrat bekannt für seine Schnörkellosigkeit. Und schnörkellos ist auch seine «Lebensbilanz», aufgezeichnet vom Journalisten Michael Hug, herausgegeben von den Stiftungsräten der Bonny-Stiftung für die Freiheit. Es ist ein Geschenk an den 87-jährigen Präsidenten der von ihm mit 10 Millionen Franken ausgestatteten Stiftung.

Vom bernischen Lokal- zu einem der einflussreichsten Bundespolitiker, vom juristischen Beamten zum Direktor des Biga, vom Fusilier zum Regimentskommandanten, vom Wirtschaftskonsulenten und Mehrfach-Verwaltungsrat zum vermögenden Mäzen: Prall ist die Vita, die Bonny schildert. Sie ist geprägt von Zielstrebigkeit, Gestaltungswillen, Sinn für Macht und das Machbare, freiheitlich-liberalen Überzeugungen, knorriger Eigenwilligkeit sowie einer Fülle spannender Episoden.

Das ist zum Beispiel Bonnys Kampf gegen den EWR-Beitritt, den er so anders

als sein Mitstreiter Blocher focht: mit staatspolitischem Pathos. Oder das Kapitel «Der vergebliche Kampf eines Obersten am Gotthard», gipfelnd in harscher Kritik an Armeereformitis und Büro-Generälen. Und pikant natürlich die Beinahe-Wahl in den Bundesrat 1982, als Bonny im letzten Wahlgang Rudolf Friedrich unterlag. Die Niederlage hinterliess Spuren. Denn Bonny, perfekt dreisprachig, führungsstark, verwaltungserfahren, hätte das Zeug zum Bundesrat gehabt, Friedrich hatte es weniger.

Bonnys «Lebensbilanz» liest sich wie eine Zeitreise durch die jüngsten Jahrzehnte schweizerischer Politik. Sie eröffnet Einblicke in die Dynamik behördlicher Entscheidungsprozesse und ins Menschlich-Allzumenschliche. Die Spitzgängigkeit von Bundesrat Schaffner etwa, der seinen wenig profilierten katholisch-konservativen Kollegen von Moos als «das Beste, was auf dem schwarzen Markt zu haben war» qualifizierte. Oder die Unbedarftheit jenes CVP-Bundesrats, der sein Gespräch mit Papst Johannes Paul II. zur allgemeinen Irritation mit seinem Handtonbandgerät aufzeichnete.

Bonnys Schnörkellosigkeit endet beim Privaten. Berührend erzählt er von seiner «sozialistischen» Mutter und der verstorbenen Gattin Anna Maria. Berührend auch die Schilderung der bescheidenen Berner Herkunft, seiner seit 1974 währenden Zusammenarbeit mit der Sekretärin Heidi Job, dem «erfüllten Leben» im Altersheim Bremgarten bei Bern. Prägnant schliesslich die Würdigung Bonnys durch seinen Freund Beat Brechbühl, facettenreich die Reminiszzenzen von Christoph Blocher, Gerold Bühler, Heidi Job, Etienne Jornod, Adolf Ogi. Obschon Ogi und Bonny in der Europa- und Sicherheitspolitik oft aneinandergerieten, zeugen die Worte des Altbundesrats von hoher Wertschätzung. Bonny sei eben, so Ogi, «ein Unikat».



Michael Hug: **Jean-Pierre Bonny.** Eine Lebensbilanz. Knapp-Verlag, Olten 2018. 237 S., Fr. 25.–.